GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

„Und die Leere Ferne trug". Überlegungen zu Nähe und Distanz

Guzzoni, Ute

2000

https://doi.org/10.25595/4071

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Guzzoni, Ute: *„Und die Leere Ferne trug". Überlegungen zu Nähe und Distanz*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 6 (2000) Nr: 1, 21–35. DOI: https://doi.org/10.25595/4071.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Ute Guzzoni

„Und die Leere Ferne trug"
Überlegungen zu Nähe und Distanz

Wenn mein Aufsatz wie ein Märchen mit der Wendung beginnen würde: „Es war einmal eine Beziehung, die ...", was würde sich da vor Ihrem inneren Auge abspielen? Was für eine Art von Beziehung käme Ihnen in den Sinn? Diese Frage mag unmittelbar verdeutlichen, dass man von 'Beziehungen' in sehr verschiedener Hinsicht und auf sehr unterschiedliche Weise sprechen kann. Darum ist es auch nicht möglich, diesem Aufsatz – oder gar dem ganzen Band, in den er einführen soll – eine allgemeine Bestimmung dessen, was eine 'Beziehung' ist, voranzustellen. Es geht mir im Folgenden zunächst darum, auf diese Komplexität selbst und auf die Vieldeutigkeit von 'Beziehung' aufmerksam zu machen, und auch auf die Sorgfalt, die ein Umgang mit diesem komplizierten Phänomen verlangt. Vor allem aber werde ich einen ganz bestimmten Aspekt der zwischenmenschlichen Beziehungen herausgreifen; ich frage nach ihrer *Räumlichkeit* und damit u.a. danach, welche Relevanz für sie das Verhältnis von *Nähe und Distanz* hat.

In einem kurzen ersten Abschnitt werde ich also einen, wenn auch unvollständig bleibenden Einblick in die Vielfalt des Bedeutens von Beziehung geben, um so den spezifischen, von mir hier intendierten thematischen Bereich, nämlich die gelingende zwischenmenschliche Nahbeziehung, in gewisser Weise einzukreisen. Sodann will ich, zweitens, der Bedeutung nachgehen, die der *Raum* für die Beziehung zwischen zwei Menschen hat. Schließlich wende ich mich in einem dritten Teil der *Nähe* und der *Distanz* als den Grundbestimmungen des Beziehungsraumes und der Beziehung selbst zu. Dagegen werden die konkreten Realitäten und Möglichkeiten, die heute für Beziehungen von Bedeutung sind, die Veränderungen und Gefahren, die ihnen drohen könnten, zum Teil in den anderen Aufsätzen des Textbandes zur Sprache kommen; sie sind nicht Thema dieses einleitenden Aufsatzes, der vielmehr versucht, die Anstrengung des *allgemeinen* Begriffs auf sich zu nehmen, ohne deswegen, wie ich hoffe, allzu abstrakt und unanschaulich zu sein.

I.

Das Zeitwort 'beziehen' bedeutet, ganz allgemein genommen, eine reale oder logische Verbindung zwischen etwas und einem anderen herstellen oder feststellen. Das Verhältnis, das zwischen den beiden aufeinander Bezogenen besteht, die 'Beziehung' also, ist von unterschiedlicher Art, je nachdem, *was* da jeweils und *wie* es in einer Beziehung zueinander steht oder gesehen wird. Schon diese doppelte Formulierung – wie es in einer Beziehung steht oder gesehen wird – weist auf eine grundsätzliche Differenz hin: Beziehungen können entweder mit den *Beziehungsgliedern* gleichsam mitgegeben sein – Beispiel: Krieg und Frieden –, oder aber sie werden erst durch ein Vorstellen, Vergleichen und Argumentieren gesetzt oder hergestellt, z.B. wenn Äpfel und Birnen einem Preisvergleich unterzogen werden.

Wird die *Beziehung* durch das Denken erst gesetzt, so kann sowohl das eine von beiden als *Bezugspunkt*, auf den das andere bezogen wird, gewählt und festgehalten werden, wie auch beide zueinander in eine Beziehung gebracht oder in Bezug auf ein Drittes gesehen werden können. Es kann sich, bei für sich bestehenden wie bei hergestellten Beziehungen, um dauerhafte oder um momentane Beziehungen handeln, um wesenhafte und notwendige oder um zufällige, um Fremd- oder um Selbstbeziehungen, um Beziehungen zwischen Ereignissen, zwischen Dingen, zwischen Menschen, zwischen Menschen und Dingen oder Geschehnissen, zwischen Einzelnen und zwischen Gruppen, Gesellschaften, um Beziehungen hier und jetzt oder über die Räume und Zeiten hinweg.

Die Philosophie unseres Jahrhunderts hat gelernt, darauf aufzumerken, dass das scheinbar vereinzelt Vorliegende wesenhaft in Beziehungen und Konstellationen steht, mit anderen ein Beziehungsgeflecht, ein Gewebe, einen Sinn- oder Funktionszusammenhang bildet. Indem sie Beziehungen, Verhältnisse, Systemzusammenhänge, Konstellationen, Konfigurationen und mannigfache Arten des Zusammenspiels denkt, richtet sie sich u.a. gegen die sogenannte Ding- oder Substanzontologie, die das Wesen *des* Seienden, d.h. des einzelnen, selbständigen Seienden thematisierte und es primär als ein Für-sich-Bestehendes begriff, dem die Verhältnisse, in denen es begegnet, lediglich als eine Bestimmung unter anderen zugerechnet wurden.

Im Folgenden will ich mich – und ich entspreche damit der Intention dieses Textbandes – auf Beziehungen beschränken, in denen *Menschen* stehen, und hier wiederum nicht primär zu Dingen, Ereignissen, dem Schicksal usw., sondern *zueinander*. Und selbst dabei geht es mir noch um ganz bestimmte Beziehungen. Denn die Beziehungen von Menschen zu Menschen sind ihrerseits sehr unterschiedlich geartet. Es gibt enge und lockere, begrenzte und umfassende, gewollte und lästige, positive und negative, freundliche und feindliche Beziehungen usw. Zweier-, Dreier-, Vierecks-, Gruppenbeziehungen.

Solche, in die wir hineingeboren werden, und andere, die wir bewußt eingehen oder in die wir mehr oder weniger zwangsläufig geraten. Die Beziehungen einerseits zu Freunden, Geliebten, Genossen, und andererseits zu Eltern und Geschwistern, zu Kollegen und Kolleginnen, Nachbarn und Nachbarinnen, Lehrern und Lehrerinnen oder Schülern und Schülerinnen, Beichtvätern, Dienstleistungspartnern usf.

Ich konzentriere mich in diesem Aufsatz im wesentlichen auf solche Beziehungen, die *zwei* Menschen miteinander eingehen, Beziehungen, die ihnen *wichtig* sind und sie näher angehen und die von ihnen *gewollte* Beziehungen sind. Mit 'gewollten Beziehungen' meine ich solche, auf die die beiden sich wissentlich und willentlich einlassen, die sie, wie man sagt, 'eingehen' und zu leben versuchen, – was nicht unbedingt heißt, dass sie sie immer ursprünglich von sich aus gesucht oder gewählt hätten. Auch Beziehungen, die wir aus Sympathie, Liebe, selbst nur Interesse bewusst eingehen, entstehen trotz dieser bewussten Übernahme gewöhnlich nicht als Ergebnis eines Willensentschlusses, man kann auch nicht von außen zu ihnen gezwungen oder überredet werden. Aber auch, wenn sie zunächst in gewissem Sinne mit uns geschehen, wenn uns ein Gefühl überkommt, eine Neigung in uns heranwächst, auch dann sind wir ihnen nicht einfach unterworfen. Wir stellen uns dazu, wir können diese Beziehungen wollen und akzeptieren, oder auch, sie nicht wollen und nein sagen zu ihnen, etwa auf sie verzichten. Und wir können sie z.B. auch beenden.

Auch eine in diesem Sinne gewollte, also wissentlich und willentlich übernommene Beziehung ist zunächst nicht notwendig eine glückliche, gelingende, erfüllte; sie kann sich auch, von Anfang an oder im Laufe der Zeit, auf sehr unterschiedliche Weise als unglücklich, zerstörerisch oder unselig erweisen. Andererseits könnte man allerdings auch sagen, dass wir von einer *wirklichen* Beziehung erst und nur da sprechen dürfen, wo es sich um eine *gelingende* Beziehung handelt, unabhängig davon, welches Schicksal ihr am Ende beschieden ist. Eine gelingende oder glückende Beziehung wäre danach allein eine solche, in der sich ein offenes, gegenseitige Anerkennung implizierendes Verhältnis zwischen beiden herausbildet. In der dürren Sprache des psychiatrischen Wissenschaftlers: „Nur wenn zwei Personen reziprok 'erfolgreiche' Zuschreibungsakte durchführen, kann sich zwischen ihnen eine echte Beziehung entwickeln."[1] In diesem Sinne wäre z.B. das Verhältnis zwischen Verführern und Verführten keine 'echte' Beziehung, wohl dagegen das zwischen Julia und Romeo oder zwischen Achill und Patroklos, auch wenn sie beide – wie übrigens die meisten literarisch überlieferten großen Beziehungen – auf je unterschiedliche Weise ein tragisches Ende nehmen.

Wenn ich im Folgenden die gegenseitig gewollten Beziehungen im Blick habe, so abstrahiere ich dabei von den Unterschieden, die darin liegen, ob es sich um eine Freundschafts- oder eine Liebesbeziehung handelt, eine Beziehung zwischen Frau und Mann oder zwischen Mann und Mann oder Frau und

Frau, zwischen Partnern unterschiedlicher Alters- und Erfahrungsstufen, unterschiedlicher Kulturen usw. Damit will ich nicht sagen, dass diese Unterschiede die Beziehungen nicht wesenhaft bestimmen und prägen könnten. Aber für die von mir thematisierte Frage nach der *Räumlichkeit* der Beziehung scheinen sie mir keine entscheidende Rolle zu spielen.

Hinweisen möchte ich zum Schluss dieser allgemeineren Bemerkungen noch darauf, dass 'beziehen' in der in 'Beziehung' implizierten Bedeutung interessanterweise ein relativ junges Wort ist; das Grimmsche Wörterbuch behandelt fast ausschließlich die andere Bedeutung, wonach 'etwas beziehen' so viel heißt wie 'sich etwas beschaffen'. Für *unser* Verständnis von 'Beziehung' mag es erstaunlich sein, dass demnach 'sich beziehen' und 'Beziehung', so wie wir sie heute verstehen, weitgehend ein historisches, ein modernes Phänomen sind. Doch tatsächlich lässt sich in der Moderne eine bedeutende Zunahme der Wichtigkeit feststellen, die Beziehungen, engere Beziehungen zumal, für das Leben der Einzelnen und ihr Selbstverständnis gewonnen haben. Elisabeth Beck-Gernsheim diagnostiziert in dem mit Ulrich Beck zusammen geschriebenen Buch *Das ganz normale Chaos der Liebe*: „Je mehr andere Bezüge der Stabilität entfallen, desto mehr richten wir unser Bedürfnis, unserem Leben Sinn und Verankerung zu geben, auf die Zweierbeziehung."[2] Zugleich ist mit dieser Zunahme an Bedeutung auch ein ironisches Verhältnis zur Beziehung und zum 'Beziehungswirrwarr'[3] entstanden, zu dem die in den achtundsechziger Jahren Mode gewordenen endlosen Diskussionen über 'Beziehungskisten' sicherlich beigetragen haben.

II.

Welche Bedeutung hat nun für die Beziehung zwischen zwei Menschen der *Raum*, innerhalb dessen oder durch den hindurch eine Beziehung sich ergibt, begonnen oder beendet, ersehnt oder verweigert wird? Ich denke, dass die Beziehung einen mehrfältigen Charakter der Räumlichkeit hat, dass sie also nicht nur in der allgemeinen Weise räumlich ist, wie sie auch zeitlich, qualitativ und quantitativ usw. bestimmt ist. Diesem besonderen Verhältnis von Beziehung und Raum möchte ich im Folgenden nachgehen.

Von Beziehungen sagt man sowohl, dass man sie *hat*, wie dass man *in ihnen* steht oder ist, sich in ihnen befindet. Offenbar ist die zweite die angemessenere Redeweise. Denn wir *haben* Beziehungen nicht so, wie wir Eigenschaften, Kenntnisse, gar Besitztümer haben, wir tragen sie nicht an uns oder mit uns herum. Vielmehr sind wir *in* ihnen. Das besagt einerseits, dass die Beziehung selbst *etwas* ist, nicht lediglich eine Bestimmung an der oder dem Einen und dem oder der Anderen; und es besagt andererseits, dass sie sowohl außer uns wie zugleich nicht außer uns ist, wir sind in sie einbehalten, sind

jeweils ihr eines Glied, ihre eine Seite und beziehen uns doch auch auf sie selbst als auf ein uns gegenüber Anderes.

Da sind Eine oder Einer und eine Andere oder ein Anderer, die eine Beziehung zueinander aufnehmen oder eingehen. Und zugleich sagen wir, dass sich 'etwas' zwischen ihnen entspinnt. Die Beziehung kann eine gewisse Selbständigkeit, ein eigenes Recht gewinnen, derart, dass die aufeinander Bezogenen sich ihr unterstellen können, sich um sie bemühen, ihr etwas opfern usw. Sagt man von einer Beziehung, einer Freundschaft z.B., sie sei einem wichtig, so heißt das nicht nur, dass einem dieser andere Mensch, auf den man sich bezieht und der sich auf einen bezieht, wichtig ist; es heißt auch, dass dieses Miteinandersein selbst eine gewisse Eigenbedeutung gewonnen hat; es besteht zwar nicht ohne ein aktives Sich-darauf-einlassen, gleichwohl entwickelt es ein eigenes Sein.

Doch was hieße es, eine Beziehung an ihr selbst, in ihrem eigenen Sein, zu denken? Heidegger hat einmal gesagt:

> Wir sind nicht, und wenn, dann nur selten und dabei kaum, in der Lage, eine Beziehung, die zwischen zwei Dingen, zwischen zwei Wesen waltet, rein aus ihr selbst her zu erfahren. Wir stellen uns die Beziehung sogleich von dem aus vor, was jeweils in der Beziehung steht.[4]

Dass es überaus schwierig ist, eine Beziehung rein aus ihr selbst, also unabhängig von dem, was da in Beziehung zueinander steht, zu denken, drückt sich schon in Heideggers fast stammelnder Redeweise aus: „Wir sind nicht, und wenn, dann nur selten und dabei kaum, in der Lage ..." Vielleicht können uns zwei Zeilen aus dem zwölften von Rilkes *Sonetten an Orpheus* (1.Teil) ein wenig weiterhelfen, auch wenn ihre extreme Radikalität für die konkreten Alltagsbeziehungen kaum in Frage kommt:

> Die Antennen fühlen die Antennen,
> und die leere Ferne trug ...

Hier ist, so scheint mir, eine Art von Beziehung gedichtet, die so sehr als ein eigenes Sein gedacht ist, dass sie keinen Inhalt der in ihr Bezogenen mehr an sich hat, vielmehr reine Beziehungshaftigkeit ist. Die Antennen fühlen die Antennen. Das ist ein merkwürdiges Bild. Zwar – zu sagen, dass Antennen fühlen, bringt ihre Eigenart einsichtig zur Sprache. Antennen sind so etwas wie Aufnahmeorgane, gemacht, um Töne oder Lichteffekte aufzufangen. Reines Aufnehmen, Sich-sagen-lassen, Entsprechen. Die Antenne tritt zurück vor dem, was sie empfängt. Aber wie ist es, wenn die Antennen die Antennen fühlen? Das Bild, das hier durchzuschimmern scheint, ist das eines selbstvergessenen, in sich schwingenden Herüber und Hinüber, eines reinen Wech-

selspiels, das sich derart in sich selbst genügt, dass es keines zu empfangenden Etwas mehr bedarf. Hingegebener kann sich niemand auf seinen Anderen beziehen, als wenn er sein eigenes Sein ganz in sein Sich-Beziehen legt, keine Beziehung kann erfüllter und d.h. zugleich leerer sein. Es geht in ihr nicht mehr um bestimmte Inhalte, Umstände, Vorgegebenheiten, sondern nur noch um sie selbst. Nur noch um die das Hin und Wider tragende leere Ferne. Dieses 'Dritte', die leere Ferne, ist nichts neben den Antennen, den rein Gegenseitigen, und ist doch zugleich unendlich mehr als diese, es ist die Gegenseitigkeit des Sichfühlens selbst.

Ein anderes, etwas geläufigeres, obgleich noch schwierigeres Bild für diese reine Gegenseitigkeit oder Beziehungshaftigkeit ist das Bild der sich gegenseitig spiegelnden Spiegel: Der Spiegel spiegelt den Spiegel und nichts außerdem. Anklänge an dieses Bild finden sich u.a. bei Rilke selbst, bei Heidegger im Ding-Vortrag oder in der altjapanischen Niederschrift von der *Smaragdenen Felswand*. Der Spiegel, der nichts spiegelt als den anderen, ihn spiegelnden Spiegel, somit nichts anderes als das Spiegeln selbst, ist vielleicht das vollkommenste Bild für die Beziehung, die sich rein im Beziehen erschöpft, von nichts anderem mehr getrieben, angeregt oder beunruhigt als von der Gegenseitigkeit des Beziehens.

Ich weise auf diese reine Beziehungshaftigkeit hin, weil hier, im Extrem, die Räumlichkeit, die der Beziehung als solcher eigen ist, in besonderer Weise deutlich wird. Denn auch noch für zwei sich aktiv und inhaltlich aufeinander Beziehende ist es von Bedeutung, dass ein leerer Raum der Ferne sie trägt. Gleichwohl bin ich davon überzeugt, dass es in den Sätzen von Heidegger und von Rilke gerade *nicht* eigentlich um eine Beziehung zwischen Menschen zu tun ist. Menschen bringen sich wesenhaft selbst in die Beziehung zueinander ein, sie lassen etwas zwischen sich entstehen, was, auch wenn es ein Eigensein entwickelt, gleichwohl noch ihnen beiden zugehört, sie einbefasst.

Andererseits entwickelt aber eben die Beziehung, die zwischen zwei Menschen waltet, tatsächlich auch so etwas wie ein Eigensein; insofern muss sie *auch* bis zu einem gewissen Grad 'rein aus ihr selbst', unabhängig von diesen Menschen, ihren Sympathien, Erfahrungen, Vorhaben usw. erfahren, jedenfalls betrachtet werden können. Um die Beziehung selbst zu verstehen, kommt es nicht allein darauf an, an den einen und den anderen Menschen zu denken, um dann zwischen beiden ein Band, Beziehung genannt, zu knüpfen und es so von seinen Enden her in den Blick zu fassen. Vielmehr können sogar umgekehrt jene beiden in ihrem Tun und Lassen, Fühlen und Denken mit von der Eigenart der Beziehung her verstanden werden. Paradoxerweise ist die Beziehung gerade darum zugleich etwas Eigenes, das uns bis zu einem gewissen Grad übersteigt, weil sie nicht lediglich etwas an uns ist, wir sie vielmehr selbst mit ausmachen.

Zu dem Eigensein der Beziehung gehört nun, wie schon angedeutet, auch das, was ich ihre spezifische 'Raumhaftigkeit' nennen möchte. Dieser Bezug zum Raum ist ein mehrfältiger: Die Beziehung geschieht zum einen, darauf komme ich später zurück, *in* einem Raum, der Raum ist *Raum für* die Beziehung. Und sie kann zum anderen selbst ein Raum genannt werden. Dieser letztere, der Beziehungsraum, die *Beziehung selbst als Raum*, umfängt sowohl die sich aufeinander Beziehenden, wie er zugleich der Zwischenraum ist, der sie zueinander- wie auseinanderhält. 'Raum' ist dabei sehr weit zu verstehen, ohne dass diese Weite, die z.B. auch den Zeit-Raum mit umfasst, hier genauer zu bestimmen wäre. Die Beziehung durchmisst eine Entfernung, durchspannt den Raum, in dem sie selbst wie der Eine und der Andere ihren Ort haben. Genauer sind mit dem 'in' und dem 'zwischen' zwei unterschiedliche Aspekte des Raumes selbst angesprochen, die sich der Beziehung bzw. dem Beziehungsraum mitteilen. Die *Beziehung, in* der zwei Menschen zueinander stehen, ist der Raum, in dem sich ihr Zueinander- und Miteinandersein abspielt, die Beziehung als das sie beide Umfangende, Haltende und Einbehaltende. Die *Beziehung zwischen* ihnen nennt demgegenüber sowohl das sie verbindende Band wie den Abstand, der gleichwohl zwischen ihnen besteht.

Anders gesagt: die Beziehung hat zugleich einen flächigen wie einen linearen, oder vielleicht besser: einen offenen wie einen umgrenzten Aspekt. Ich möchte den Unterschied zwischen dem *In* und dem *Zwischen* nicht überbetonen; mit dieser Zwiefalt lässt sich jedoch ein qualitativer Doppelcharakter der Beziehung selbst deutlich machen: sie ist für die sich aufeinander Beziehenden sowohl ein sie einbehaltender, sie bergender Raum, in den sie hinein- und dem sie zugehören, den sie mit ausmachen und der doch auch über sie hinausgeht – manche würden sagen: sie transzendiert –, wie sie auch das ist, was zwischen beiden ist, was beide zueinander- und auseinanderhält und damit zugleich die spezifische Nähe wie die Entfernung bezeichnet, die zwischen ihnen besteht. Die Qualität einer Beziehung bestimmt sich aus beidem: aus dem gemeinsamen Raum, den sie den Bezogenen gewährt, wie aus der Eigenart dessen, was sich zwischen ihnen abspielt.

Sowohl als der umfassende, einbeziehende Bereich wie als jenes den Zwischenraum überbrückende oder durchgreifende Band scheint die Beziehung selbst gleichwohl irgendwie 'nichts' zu sein. Was genau ist z.B. eine Liebesbeziehung über die Gefühle des Einen und des Anderen hinaus, wenn wir daran festhalten wollen, dass sie sich nicht in ihnen erschöpft? Was ist dieser Zwischenraum selbst? Ist er – nur als Zwischenraum genommen – nicht so gut wie nichts?

Wir versuchen, uns der Eigenart der Beziehung über ihren Raumcharakter zu nähern. Doch wenn wir genauer hinsehen, zeigt sich, dass auch der Raum, wenn er nicht am bestimmten Räumlichen, an den Dingen im Raum festgemacht werden soll, an ihm selbst kaum zu fassen ist. Darum ist er in der Philo-

sophiegeschichte so hartnäckig als reine Form, als Ordnungsschema, als 'die reine Mannigfaltigkeit der drei Dimensionen' usw. missverstanden worden. Heidegger schreibt über diesen 'reinen Raum' insbesondere der Naturwissenschaften im Zusammenhang mit seinem Brückenbeispiel in „Bauen Wohnen Denken": „Aber 'der' Raum in diesem Sinne enthält keine Räume und Plätze. Wir finden in ihm niemals Orte, d.h. Dinge von der Art der Brücke".[5] Aber auch, wenn wir den Raum nicht abstrakt, unabhängig vom Räumlichen in ihm in den Blick fassen, auch dann hat er, für sich selbst genommen, wie die 'Beziehung selbst', einen merkwürdigen Charakter der Nichthaftigkeit, er scheint selbst 'nichts' zu sein außer den Orten, Stätten, Plätzen, Gegenden usw... Gleichwohl 'geschieht' er, und zwar gerade, indem er Orte, Stätten usw. in räumlichen Beziehungen zueinander und zum 'Ganzen' sein lässt, also einräumt. Der Raum ist die leere Weite, das Nichts an Räumlichem, das allein auf Grund dieser Leere dem Eingeräumten Platz machen kann. Bedeutet es nicht Ähnliches, wenn wir sagen müssen, dass die Beziehung 'ist', indem sie den Einen und den Anderen aufeinander bezieht, auch wenn sie an ihr selbst nicht greifbar zu sein scheint?

Raum und Beziehung entsprechen sich nicht nur, sondern so, wie die Beziehung implizit auf den Raum verweist, so gibt es auch umgekehrt einen impliziten Bezug des Raumes zur Beziehung. Ein Punkt ist noch kein Raum. Erst wenn wir einen zweiten Punkt dazu setzen, ergibt sich mit der Beziehung beider – der räumlichen, aber auch zeitlichen, qualitativen, quantitativen – ein Raum, und zwar sowohl ein Raum *zwischen* ihnen – ein Abstand, eine Entfernung –, wie ein Raum, *in* dem sie beide sind, eben weil er zwischen ihnen ist.

Ich füge hier ein Beispiel für die Raumbestimmtheit einer Beziehung ein, ein Beispiel von der Art des „Es war einmal eine Beziehung, die ...": „Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb ...". Wahrscheinlich kennen Sie alle dieses Volkslied, das auf die u.a. von Ovid, aber auch von Schiller erzählte Geschichte von Hero und Leander zurückgreift, die schließlich zu dem traurigen Ende führt: „der Jüngling ertrank so tief" und: „Es lagen zwei Königskinder, die waren beide tot". Die beiden Liebenden waren durch einen weiten Raum, das tiefe Meer, voneinander getrennt. Die Entfernung zwischen ihnen war das Kennzeichen ihrer Liebe, die über die Ferne hinübertrug, aber zugleich auch die radikale Infragestellung ihrer Beziehung, insofern sie deren Erfüllung, das Zusammensein verhinderte.

„Ach, Liebster, kannst du nicht schwimmen, ...?" Die beiden Königskinder können sich mit der Ferne nicht zufrieden geben, schwimmend soll und will der Jüngling das Meer und damit den Zwischenraum zwischen ihnen überwinden: die räumliche Ferne soll zu Nähe werden. Die Nähe aber, die sie dabei tatsächlich erreichen, ist, wie Sie wissen, die Vereinigung im Tod, eine äußerste Nähe, die in Wirklichkeit keine Nähe mehr ist, weil sie der Möglichkeit der Distanz verlustig gegangen ist. Indem das Licht ausgelöscht, die Distanz selbst

unsichtbar gemacht wird, wird die Beziehung zerstört, was hier besagt, dass zunächst der eine, dann die andere der beiden Liebenden zugrunde geht. Die Entfernung ist, so könnte man vielleicht sagen, in dem Moment, da sie aufgehoben werden sollte, zu groß geworden, überspannt, sie musste die Beziehung selbst zerreißen, so dass sie die beiden Bezogenen nicht mehr halten konnte; die Königskinder mussten untergehen.

Im Volkslied war es das „falsche Nönnchen", das das Licht auslöschte, bei Schiller der wütende Herbststurm und das tobende Meer, was das Zusammenkommen der Liebenden unmöglich machte. In jedem Fall scheiterte der Versuch, die Ferne zu überwinden, durch äußere Mächte. Aber möglicherweise eben nicht nur durch äußere Mächte: Vielleicht war der Zwischenraum ja etwas, was zu ihrer Liebe nicht nur als ein zusätzliches, sie behinderndes Moment hinzukam, vielleicht war ihre Beziehung zueinander vielmehr durch den Raum dieser Ferne wesentlich mit geprägt, eine Beziehung nicht einfach über die Ferne hinweg, sondern durch die Ferne hindurch, so dass sie mit deren Tilgung selbst zerstört werden musste.

Zurück zu dem Fortgang der Überlegungen. Wie schon angedeutet, lässt sich gegenüber der Beziehung, die selbst der Raum ist, der die sich aufeinander Beziehenden sowohl umfängt wie zwischen ihnen ist, der Raum *für* die Beziehung abheben. Jede Beziehung spielt ihrerseits selbst *in* einem Raum oder Bereich, sei es, dass er sich mit ihr, für sie eröffnet, sei es, dass sie sich in ihm ansiedelt, ihn erfüllt. Es muss ein offener Raum da und für die Beziehung zugänglich sein, damit diese sich entfalten, überhaupt entstehen kann. Wir sagen dann, die Zeit war reif dafür, oder die Situation war geeignet, die Umstände waren günstig. Umgekehrt kann auch der Raum für das Wachsen einer Beziehung fehlen oder ihr jedenfalls ungünstig sein; ein wissenschaftliches Labor oder eine Fabrikhalle mit Fließbändern, bis zu einem gewissen Grad vielleicht auch die kahlen, 'unpersönlichen' Vorlesungsräume sind wohl eher beziehungsfeindliche Räume.

Es gibt bei Heidegger noch eine andere Stelle, wo er die Schwierigkeit, die Beziehung selbst angemessen zu denken, betont, und da geht es auch um den Raum bzw. den Bereich der Beziehung. Er sagt,

> daß das, was wir leichthin Beziehung nennen, eine der verfänglichsten Sachen ist, zumal wir im Hinblick auf sie in einseitigen Meinungen befangen sind. Maßgebend für jede Beziehung bleibt stets, in welchem Bereich sie spielt.[6]

Der Raum oder Bereich, in dem eine Beziehung sich vollzieht, ist für diese Beziehung selbst nicht gleichgültig. Heidegger spricht sogar davon, dass er ihr das Maß gebe, d.h. die Intensität und die Reichweite der Beziehung, des Sichbeziehens der Beziehungsglieder aufeinander: Maßgebend bleibt, in welchem Bereich oder Raum die Beziehung spielt.

Was ist mit diesem 'Bereich' gemeint? Worin spielt eine Beziehung, und wie spielt sie da? Und in welcher Weise hängt sie von der Art jenes Bereiches oder Raumes ab? Der Raum, in dem und durch den hindurch eine Beziehung sich entwickelt und erhält, ist selbst, wie schon gesagt, gleichsam nichts, – und ist doch bestimmend für das, was innerhalb seiner geschieht, indem er dem Miteinander einen Ort einräumt, Platz macht, Raum gibt. Er ist die leere Ferne zwischen zwei Einzelnen, die eben auf Grund dieser 'fühlbaren Ferne' keine bloß Einzelnen mehr sind, sondern sich aufeinander beziehen, miteinander sind. Die leere Ferne trägt die Beziehung selbst, dadurch, dass sie den Einen für den Anderen und den Anderen für den Einen sein lässt. Und je nachdem, wie dieser Raum beschaffen ist, ob er z.B. ein vertrauter Raum oder ein Raum der Fremde, ein freundlicher oder ein feindlicher, ein schwermütiger oder ein heiterer, ein enger, begrenzter oder ein weiter, offener Raum ist, wird auch die Beziehung eine andere sein.

Der Raum, in dem die Geschichte von den beiden Königskindern spielte, war die Gegend des Hellespont, deren Ufer von zwei verfeindeten Königshäusern beherrscht wurden. Hätte es sich dagegen um eine Meerenge z.B. zwischen zwei befreundeten Handelshäusern gehandelt, hätte die Geschichte kaum so tragisch enden müssen. Zeit, Situation, Umstände hätten eine andere Konstellation gebildet und damit einen anderen Raum für die Beziehung der beiden Liebenden bereitgestellt. Das Wasser wäre weniger tief gewesen.

III.

Der Raum zwischen dem Einen und dem Anderen ist zunächst, *als Beziehungsraum*, ein Raum der *Nähe*. Die beiden, die sich da jeweils füreinander öffnen, etwas miteinander zu tun und sich etwas zu sagen haben, sind sich nah und vertraut. Sie wissen etwas miteinander anzufangen, der Zwischenraum zwischen ihnen ist ihnen eine erfüllbare Gegend, in die sie miteinander eintreten, in der sie sich und die sie sich einrichten. Wenn die Ferne in der Tat trägt, vermögen die scheinbar sich gegenüberstehenden 'Seiten' der Beziehung diese selbst zu einem gelebten gemeinsamen Raum zu machen. Als Raum entfalteter Nähe gewinnt er seine vertrauten Winkel und gangbaren Wege, er bekommt reizvolle und gefährliche Plätze, er füllt sich an mit geteilten Erfahrungen, mit Erinnerungen, Hoffnungen und Plänen. Der Beziehungsraum ist der Bereich, in dem sie sich nah sind, weil sie ihn teilen.

Das hört sich sehr ideal und 'positiv' an, und man wird mir vielleicht entgegenhalten wollen, dass ich die mannigfaltigen Gefahren und Schattenseiten nicht sehe, die dem angedeuteten Nahsein drohen. Doch es geht mir hier nicht um die Nachzeichnung wirklicher Beziehungen, sondern um den Versuch, allgemein der Struktur gelingender, gewollter Nahbeziehungen nachzugehen.

Notwendig wird sich die Wirklichkeit jeweils auf diese oder jene Weise von der allgemeinen Zeichnung unterscheiden. Es ist also nicht wegen der vielleicht in manchem realitätsfernen 'Positivität' des Aufweisens der die Beziehungen kennzeichnenden Nähe, dass ich diese Beschreibung selbst noch für unzutreffend, besser: für ungenügend halte. Der 'Raum entfalteter Nähe' ist vielmehr, so meine ich, rein als solcher genommen noch kein Beziehungsraum. Was ihm noch fehlt, ist das Moment des *Andersseins*, d.h. auch der Fremdheit und der *Distanz*. Nähe und Vertrautheit bedürfen, damit sie entstehen und sich halten können, zugleich eines Abstands und einer Ferne gegeneinander. Erst das Anderssein der sich aufeinander Beziehenden hält den Raum offen, innerhalb dessen sich ihre Beziehung entfalten kann.

Das Anderssein ist das Anderssein des Einen wie des Anderen. Es wahrt, gerade indem es dem Einen wie dem Anderen zukommt, das Eigensein der Einzelnen. Erst dieses ermöglicht es jedem von ihnen, sich auf den je Anderen zu richten und mit ihm eine beide in ihrem Wesen betreffende Beziehung einzugehen. Gerade wenn es sich um eine 'gute', gelingende Beziehung handelt, verlieren die Beiden, die eine Beziehung miteinander eingegangen sind, nicht ihr Eigensein gegeneinander, sie verschmelzen nicht zu einem ununterscheidbaren Einen. Vielmehr halten sie mit ihrer Jeweiligkeit zugleich die Spannung zwischen sich aufrecht, ihre Distanz, wörtlich: ihr Auseinanderstehen. Viele Worte unserer Sprache, die ein Sichbeziehen auf den Nächsten zum Ausdruck bringen, enthalten ein die Beziehung scheinbar negierendes 'gegen' und 'ander', z.B. begegnen, entgegnen, antworten, Auseinandersetzung, selbst im Miteinander liegt ja das Mit-einem-*Anderen*-sein.

Nähe und Distanz scheinen einander entgegengesetzt zu sein, wobei dieser Gegensatz unterschiedliche Erscheinungsformen hat. Beck-Gernsheim führt die These vom „ewigen Kampf zwischen Autonomie und Abhängigkeit, 'Nähe und Distanz', 'Verschmelzung und Widerstand'" an sowie zwischen 'Intimität' und 'Individualität', 'Symbiose' und 'eigenem Leben'.[7] Meinem Verständnis nach ist das Anderssein aber eigentlich kein Gegensatz-, sondern ein Komplementärbegriff zum Selbstsein oder Eigensein; Nähe und Distanz fordern und stützen sich gegenseitig. Das Eigene ist es selbst, indem es anders ist als das Andere, und das Andere ist nur an ihm selbst Anderes, weil es selbst ein ist. Wir sind gewöhnlich allzu geneigt, die Differenzen und Differenzierungen, die zwischen dem Einen und dem Anderen bestehen, und damit das Anderssein selbst einzuebnen, nicht nur das Anderssein des Anderen, sondern auch unser eigenes.

Die Selbstbeziehung ist hier zwar nicht mein Thema. Doch ich denke, dass wir nur, wenn wir auch unsere eigene Fremdheit erfahren und aushalten können, beziehungsfähig sind, d.h. das Abenteuer des Wechselspiels von Selbstsein und Anderssein zu bestehen vermögen. Wir verhalten uns uns selbst gegenüber gewöhnlich wie gegenüber alten Bekannten, von denen wir uns

nichts Neues mehr erwarten können. Was jedoch bedeutet, dass neue Regungen, unerwartete Erfahrungen, verblüffende Wendungen von vorneherein keinen Raum zu ihrer Entfaltung finden. Die alte Forderung 'erkenne dich selbst' ruft uns auch dazu auf, die Erfahrung zuzulassen und anzuerkennen, dass wir uns selbst immer auch fremd sind und fremd bleiben werden. Was z.B. einschließt, dass wir uns immer wieder über uns selbst wundern können. Wie es sich z.B. in diesem Haiku von Issa ausspricht:

> Wie merkwürdig!
> lebendig zu sein
> unter Kirschblüten.

Auch die Beziehung, in der wir zu uns selbst stehen, ist sowohl durch Nähe wie durch Distanz bestimmt.

Der Raum, der die sich aufeinander Beziehenden miteinander verbindet, ist und bleibt auch ein Raum, der sie voneinander trennt, in dem sie somit gegeneinander Andere sind. Die Beziehung ist – wie ihr Beziehungszwischenraum – durch zwei gegenwendige Richtungen oder Kräfte bestimmt. Man spricht zwar davon, dass in einer nahen Beziehung der Eine für den Anderen einsteht; aber ein solches Einstehen stellt die grundsätzliche qualitative Andersheit und Fremdheit des Anderen nicht in Frage, es ist niemals eine bloße Vertretung oder Stellvertretung. Für den Anderen einstehen zu wollen, heißt vielmehr, dessen andere Situation und Gegebenheit für sich zu übernehmen, und doch zugleich ihm gegenüber Anderer zu bleiben bzw. ihn als den Anderen bestehen zu lassen.

Waldenfels schreibt in *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden*:

> Was wäre von einer Liebe zu halten, die damit endet, dass sie ihren Partner in- und auswendig kennen würde? Wenn solche Verständigungsversuche an einen toten Punkt gelangen, so muss dies daran liegen, dass es ein Fremdes in der Sache selbst gibt, das seine Fremdheit nicht der unzulänglichen und vorläufigen Auffassungsweise verdankt.[8]

Je enger eine Beziehung ist, umso mehr läuft sie Gefahr, die Andersheit des Anderen nicht mehr wahrzunehmen und zu wahren, sondern in eine Nivellierung oder gar Gleichgültigkeit abzugleiten. Auf der anderen Seite kann allerdings ein allzu starres Festhalten am Anders- und Selbstsein umgekehrt auch die Möglichkeit und Gefahr bergen, dass die Beziehung sich überhaupt verflüchtigt; wie die vernachlässigte, so fällt auch die überreizte Spannung schließlich in sich zusammen.

Die Beziehung ist wesentlich eine Beziehung zwischen zweien; deren Zweiheit ist für ihre Beziehung konstitutiv. Das scheint selbstverständlich und eine tautologische Bestimmung zu sein. Es ist aber für das Verständnis, zumal das Selbstverständnis der Möglichkeiten und Grenzen gerade einer nahen Beziehung unabdingbar, sich der Zweiheit, und d.h. eben auch des Andersseins gegeneinander bewusst zu bleiben. Elisabeth Beck-Gernsheim und Ulrich Beck haben in ihrem Buch wiederholt darauf hingewiesen, wie verbreitet heute die verhängnisvolle, das Heil allein im Anderen suchende „Sucht nach Liebe" ist, die sie als den „Fundamentalismus der Moderne" beschreiben.[9] Kennzeichnend für diese Sucht ist u.a., dass der Einzelne nicht bei sich selbst zu bleiben vermag, dass er sich ganz hingeben, mit dem Anderen völlig verschmelzen will. Wer aber nicht bei sich selbst, in seinem eigenen Selbst- und Anderssein ist und bleibt, vermag auch nicht bei und mit einem Anderen zu sein.

Die Beziehung des Einen zum Anderen als Anderen ist somit in dem Sinne eine *gegenseitige*, dass in der Begegnung des Einen mit dem Anderen der Eine und der Andere in eine merkwürdig zwiefältige Stellung gegenüber dem je Anderen gelangen. Jeweils ist der Andere sowohl *wie der Eine*, wie er zugleich gerade *nicht jener* und *nicht wie jener* ist, – und darum bedeutet der Andere einerseits eine Bestätigung, andererseits eine Negierung des Einen. Die Beziehung zum Anderen enthält, wie immer sie im Einzelfall auch jeweils bestimmt und gefärbt sein mag, immer diese beiden Momente, die Bestätigung und die Negation, das Ja und das Nein; auch in der Bestätigung selbst liegt noch eine Negation, und in der Negation selbst noch eine Bestätigung. Die Verneinung besteht darin, dass *er* ein Ich ist, das nicht *ich* bin. Diese Formulierung selbst, „dass er *ich ist*", benennt den paradoxen Sachverhalt, der, wenn man ihn abstrakt für sich festhält, das eigene Ichsein des Selbst in Frage zu stellen vermag.

Gleichwohl macht gerade die Spannung von Identität und Differenz oder auch von Nähe und Distanz zwischen dem Einen und dem Anderen die eigene Bewegtheit und Lebendigkeit der Beziehung aus. Indem zwischen dem Einen und dem Anderen ein Abstand besteht, ein sie voneinander trennender Zwischenraum, entsteht ihnen die Bewegung, über die Distanz hinaus- bzw. durch sie hindurchzugreifen, sie von einem Nichts und einer Leere zu einem durch Gemeinsamkeit erfüllten Raum werden zu lassen. Die Negation, die der Andere dem Einen ist, fordert diesen zugleich dazu auf, sich in jenem wiederzufinden und zu bestätigen.

Was ist der Eine, wenn er der Andere in der gegenseitigen Beziehung ist? Der Hinweis auf das Zum-Objekt-gemacht-werden z.B. durch den Blick des Anderen, wie Sartre es entwickelt hat, ist keine befriedigende Antwort. Es geht vielmehr um das, was mit dem Einen geschieht, wenn er, wie Rilke das ausdrückt, 'Gemeinter' des Einen ist. Indem der Eine sich als der Andere erfährt, versteht er sich in und aus der Beziehung, innerhalb deren oder als die beide

wechselseitig Einer und Anderer sind. Er erfährt sich selbst als gewissermaßen doppelt, sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite der Analogie, meinend und gemeint, sprechend und hörend, antwortend und fragend, gebend und nehmend. Auf Grund dieser Gegenseitigkeit bzw. da, wo diese Gegenseitigkeit sich in einem ungehinderten, ausgewogenen Hin und Wider entfalten kann, weiß der Eine sich in und aus einer Zusammengehörigkeit mit dem Anderen, aus ihrem gemeinsamen Raum des *Mit-einem-Anderen-seins*.

Auch noch in der vertrautesten Erfahrung der Nähe des Anderen liegt also das Bewusstsein eines Einander-Fernseins, d.h. das Wissen darum, dass der Andere eben der Andere und nicht der Eine selbst ist und bleibt. Im übrigen wird dem Ich in der Erfahrung des Anderen und dessen Eigen-seins deutlich, dass *seine eigene* Welterfahrung nur *eine* Welterfahrung unter anderen und anders möglichen ist. Im vertrauten Gespräch kann dies schmerzlich erfahrbar werden; dass etwa der Andere etwas mir Selbstverständliches anders sieht als ich, kann, indem es eine Gemeinsamkeit in Frage zu stellen scheint, sowohl irgendwie mich selbst wie vor allem unsere Beziehung in Frage stellen. Das Ich des Anderen setzt dem eigenen Ich Grenzen; als solcher Grenzpfahl ist er Hinweis auf die eigene Endlichkeit.

Zusammengefasst: Zur Beziehung gehören Nähe und Distanz, weil sie als solche ein Wechselspiel aus Selbst- und Anderersein, räumlich gesagt: aus Hier- und Dortsein ist. Beide Momente, Nähe und Distanz, stehen nicht lediglich nebeneinander, sondern sie spielen ineinander, sie fordern sich gegenseitig. Die Nähe kann nur Nähe sein, wenn sie in sich selbst einen Anteil an Distanz bewahrt, und die Distanz ist nur Distanz – und nicht einfach Getrenntheit oder Auseinanderfallen –, wenn sie die Distanz einer Nähe ist, wenn sie Nähe in sich enthält. Mit Hilfe der Begriffe Selbst- und Anderer-, Hier- und Dortsein ausgedrückt, heißt das, dass der Eine nur wahrhaft in die Beziehung gehören kann, wenn er als das Selbst, das er ist, sich zugleich als Anderer weiß, Anderer an ihm selbst und Anderer des Anderen, wenn er zugleich hier ist, an seinem ihm zukommenden Ort, wie er zugleich – mit Heidegger gesagt – „*in sich* die Ferne zu diesem Ort *durchsteht*“[10], der das Dort des Anderen ist. Der Eine wie der Andere können nur der Andere, Partner, und d.h. auch Gegenspieler bleiben, wenn sie in ihrem Anderssein ihr eigenes Selbst entfalten, für sich hier sein und für den Anderen dort bleiben können.

Anmerkungen:

1 Ronald D. Laing: *Das Selbst und die Anderen*, Köln 1973, S. 188.
2 Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt/M. 1990, S. 71.
3 A.a.O., S. 62.
4 Martin Heidegger, „Das Wesen der Sprache", in: *Unterwegs zur Sprache*, Pfullingen 1959, S.188.
5 Martin Heidegger, „Bauen Wohnen Denken", in: Vorträge und Aufsätze, Pfullingen 1954, S. 156.
6 Martin Heidegger: *Der Satz vom Grund*, Pfullingen 1957, S. 78.
7 A.a.O., S. 95.
8 Bernhard Waldenfels: *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie*,2, Frankfurt/M. 1988, S. 148.
9 A.a.O., S. 21.
10 Martin Heidegger: „Bauen Wohnen Denken", in: *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 1954, S. 157.

Literatur:

Beck, Ulrich/Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt/M. 1990.

Heidegger, Martin: *Der Satz vom Grund*, Pfullingen 1957.

Heidegger, Martin: *Unterwegs zur Sprache*, Pfullingen 1959.

Heidegger, Martin: Vorträge und Aufsätze, Pfullingen 1954.

Laing, Ronald D.: *Das Selbst und die Anderen*, Köln 1973.

Waldenfels, Bernhard: *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie*, 2, Frankfurt/M. 1988.